

Regina Schulte Hg., **Der Körper der Königin. Geschlecht und Herrschaft in der höfischen Welt seit 1500** (Historische Studien: 31). Frankfurt a. M./New York: Campus-Verlag: 2002, 366 S., 20 Abb., EUR 49,90, ISBN 3-593-37112-X.

Der umfangreiche Band ist, wie dem knappen Vorwort zu entnehmen ist, Teilergebnis eines Forschungsprojektes sowie einer Konferenz, die am „Europäischen Hochschulinstitut in Florenz“ im September 2001 stattgefunden hat. Ausgangspunkt der Überlegungen, die Regina Schulte in ihren konzeptionellen Annäherungen einleitend anstellt, war die viel beachtete Studie über die „zwei Körper des Königs“, die Ernst Kantorowicz zunächst 1957 in Princeton veröffentlichte. Kantorowicz hatte allerdings der Geschlechterdimension dieser zwei Körper keinerlei Aufmerksamkeit gewidmet, obwohl aus seiner Studie deutlich genug hervorgeht, dass das Konzept der zwei königlichen Körper auf die Zeit der Regierungsübernahme Elisabeths I. zurückgeht und (auch) in den Kontext einer damals breit geführten Debatte über weibliche Regierungsfähigkeit und die „weibliche Schwäche“ der Thronerbinnen Mary I. und Elisabeth I. gehört. Dennoch ist es nicht eigentliches Anliegen des Projekts und der Tagung gewesen, Kantorowicz sozusagen vom Kopf auf die Füße zu stellen; es ging hier vielmehr darum, so Regina Schulte, die „dichotomische Falle: männlich – weiblich, politisch – natürlich“ zu vermeiden; die binäre Struktur aufzubrechen und die Vielschichtigkeit und Widersprüchlichkeit weiblicher königlicher Bilder und Biographien herauszuarbeiten (13).

Diesem Projekt sind schon die einleitenden biographischen Miniaturen gewidmet, die Schulte an ihre konzeptionellen Überlegungen anschließt: Zum Beispiel das Bild der Elisabeth I. von England, die „schon als junges Mädchen in Handarbeiten und Stickerien ihre politischen Ansprüche, ihre mögliche Zukunft als Königin eingewoben“ hatte (13), dasjenige von Marie Antoinette, die für ihre hohe (auch) politische Stellung nichts mitbrachte außer ihrer hochadligen Geburt, oder schließlich diejenigen der königlichen Mütter Maria Theresia und Victoria, die ihren ebenfalls königlichen Töchtern stets mit Rat zur Seite standen, ob diese es nun wünschten oder nicht. In jedem Fall ließ sich, so Schulte, der königliche nicht vom weiblichen Körper trennen – weder in der inneren Handlungsmotivation und -logik der Fürstinnen noch aber vor allem im äußeren Erscheinungsbild, in der Repräsentation, so dass nicht nur Victorias natürlicher, eigenwilliger Körper schließlich aufgehen konnte in einer „imperialen Phantasie“ von unendlicher Fruchtbarkeit und ebenso unbegrenzter politischer Herrschaft (23), sondern auch andere Fürstinnen-Körper als Allegorien politischer Herrschaft genutzt beziehungsweise gebraucht wurden.

Die insgesamt 15 Beiträge von Vertreterinnen verschiedener Disziplinen (Medien- und Kulturwissenschaften, Geschichte, Kunst- und Literaturgeschichte) und unterschiedlicher Nationalität, die diesen einleitenden konzeptionellen Überlegungen und Assoziationen folgen, sind sowohl chronologisch wie systematisch angeordnet: Den „Inkorporationen“ und den Ausführungen „Jenseits des Leibes“ folgen die „Monarchin der Moderne“ und die „Visuellen Metamorphosen“. Damit ist zugleich auch ein historiographisches Programm umrissen, das von der Überlegung ausgeht, dass um 1500 mit dem Konzept der „zwei Körper des Königs“ eine Säkularisierung eines zuvor theologischen Konzepts einsetzt, die einen fundamentalen Wandel im Verständnis der Monarchie bezeichnet (13). Dieses

Verständnis der Monarchie hat in ihrer konstitutionellen Form, unter Queen Victoria, einen späteren Höhepunkt gefunden, in mancher Hinsicht aber wohl auch einen Endpunkt: Die Königinnen des 20. Jahrhunderts mögen gekrönte Fürstinnen sein, sie sind jedoch vor allem, wie Alexis Schwarzenbach („Wahrnehmungen von Grace Kelly und Romy Schneider“), Katharina Sykora („Elizabeth I. in Sally Potters Film *Orlando*“) und Christina von Braun („Diana – *Queen of the Media*“) in ihren Beiträgen zeigen, Königinnen der Medien, des Films und der (Boulevard-)Presse.

Ganz offensichtlich tritt der im engeren Sinn politische Impetus nun hinter andere Aspekte fürstlicher Präsenz zurück, auch wenn (Selbst-)Repräsentationen von Fürstinnen (und übrigens auch von Fürsten) schon von alters her eine bedeutsame Rolle für die politische Herrschaft spielten, wie aus den Beiträgen von Louis Montrose („Elizabeth hinter dem Spiegel: Die Ein-Bildung der zwei Körper der Königin“), Abby E. Zanger („Allegorien königlicher Fortpflanzung beim Einzug in Lyon 1622“), Jill Bepler („Die Fürstin im Spiegel protestantischer Funeralwerke der Frühen Neuzeit“), Juliane Vogel („Die Moden der Kaiserinnen im 19. Jahrhundert“) und Bernd Weisbrod („Victoria als *Family Queen*“) deutlich wird.

Doch wäre es falsch, hier „Schein“ und „Sein“, „Innen“ und „Außen“ scharf trennen zu wollen; im Gegenteil, so betont Regina Schulte in ihrer Untersuchung der „Briefe imperialer Mütter an königliche Töchter“, schlagen sich hier politisches Kalkül, familiäre Beziehungsmuster und -konflikte und schließlich (differente) emotionale Dispositionen und Befindlichkeiten deutlich erkennbar nieder. Auch Horst Wenzel zeigt in seinem Beitrag über „zwei Frauen, die eine Krone raubten“, wie in der Autobiographie der Helene Kottannerin (weibliche) Selbstdarstellung und Selbstermächtigung Hand in Hand gehen, während Susan Frye in ihrer Studie über Elizabeths I. frühe Selbstdarstellung in Porträt und Brief deutlich andere Bilder auffindet als jene, die die alternde Elizabeth von sich anfertigen ließ, um die Unsterblichkeit ihres königlichen Körpers durch Bilder ewiger Jugend manifest zu machen.

Es wäre – gerade angesichts der Vielfalt der Themen und Zugriffsweisen, aber auch angesichts des langen Zeitraums und der gesamteuropäischen Perspektive, die hier überspannt werden – wünschenswert gewesen, dass die Herausgeberin die konzeptionellen Überlegungen, die dem eingangs erwähnten Forschungs- und dem Tagungsprojekt (und damit auch dem Buch) zugrunde lagen und liegen, etwas breiter ausgeführt und stärker auf die internationale Debatte bezogen hätte. Gerade auch die Frage, wie sich das Verhältnis von Geschlecht und Herrschaft im Wandel der höfisch-ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft neu sortiert hat, wird ja in vielen der Beiträge explizit oder implizit zur Debatte gestellt, nicht zuletzt von Martin Kohlrausch, der in seiner Studie über den „unmännlichen Kaiser“ Wilhelm II. insbesondere die Individualisierung des Fürsten thematisiert und damit implizit auch den Wandel des Bildes, der politischen Funktionen und des/der Körper der Fürstin mit in den Blick nimmt, die offenbar nicht nach denselben Regeln modernisiert wurden wie die der männlichen Monarchen.

Auf jeden Fall ergibt sich aber nach einer intensiven Lektüre der diversen Beiträge ein höchst vielschichtiges und anregendes Bild vom Zusammenhang von Geschlecht und Herrschaft in der höfischen Welt seit dem Ende des Mittelalters und zu gleicher Zeit auch eine breite Kenntnis des in diesem Feld mittlerweile deutlich angewachsenen For-

schungs- und Diskussionsstandes. Dieser ist schließlich auch in der den Beiträgen dankenswerter Weise angehängten Auswahlbibliographie einzusehen und weiter zu verfolgen.

*Claudia Opitz, Basel*

Helga Meise, **Das archivierte Ich. Schreibkalender und höfische Repräsentation in Hessen-Darmstadt 1624–1790** (Arbeiten der Hessischen Historischen Kommission, Neue Folge; 21). Darmstadt: Hessische Historische Kommission 2002, 644 S., 15 Abb., 1 Stammtafel, EUR 50,00, ISBN 3-88443-043-2.

Die ‚Annäherung an den Menschen in der Geschichte‘ (Schulze) stellt eines der interessantesten Felder der Forschung dar. Aussagen über das eigene Ich, über Wünsche, Sorgen und Hoffnungen, aber auch über alltägliche und außergewöhnliche Vorkommnisse etc. finden sich in den verschiedensten Textsorten.

In ihrer Habilitation hat die Germanistin Helga Meise eine in der Frühen Neuzeit weit verbreitete Quellengattung analysiert, die häufig autobiographische Aufzeichnungen enthält. Der jährlich in Buchform erscheinende „Schreibkalender“ zählte zwischen 1550 und 1800 zu den meist verkauften Druckwerken. Das sich durch vielseitige Verwendbarkeit besonders auszeichnende Medium bot dem Nutzer beziehungsweise der Nutzerin freien Druckraum für persönliche Notizen. Das Medium, das alltäglich zur Hand war, förderte unabhängig vom Stand seiner Nutzer autobiographisches Schreiben. An einem prominenten ‚Fall‘ hat Meise in akribischer Kleinarbeit den immensen Informationsgehalt des massenhaft auftretenden Schriftgutes ausgewertet. Ihre langfristige, serielle Studie lässt formale wie inhaltliche Strukturmerkmale dieses spezifischen Mediums im Kontext höfischer Schriftlichkeit erkennen. Die Aussagen der Schreibkalender setzt sie darüber hinaus in Bezug zu vielfältigen weiteren Textsorten, die Lebenszusammenhänge und Selbstbild der Verfasserinnen und Verfasser rekonstruieren helfen.

Auf der Grundlage von 177 Schreibkalendern, die von dreizehn Mitgliedern der hessen-darmstädtischen Landgrafenfamilie in acht aufeinander folgenden Generationen im Zeitraum von 1624 bis 1790 nahezu ohne Unterbrechung geführt wurden, hat die Verfasserin die Entwicklung der Aufzeichnungen in ihrem sozialen und kulturellen Kontext systematisch untersucht. Sie weist nach, dass es sich nicht um ‚Verbrauchsliteratur‘ handelte, sondern die Darmstädter Schreibkalender vielmehr durch die traditionelle Aufbewahrung im Archiv gleichsam nobilitiert wurden. Die Aufzeichnungen traten neben andere Überlieferungsträger und wurden im Rahmen des adeligen Geschlechterverbandes ‚öffentlich‘. In den Schreibkalendern der landgräflichen Familie stellen Aussagen über das eigene Ich, gar Beschreibungen des physischen oder psychischen Befindens zunächst die absolute Ausnahme dar. Sie finden sich jedoch durchweg in anderen Formen höfischer Schriftlichkeit, in ästhetischen und kulturellen Texten wie Balletten, Aufführungen, (Reise-)Diarien, Gedichten und Gebeten, aber auch in Testamenten, Inventaren und Memorialien. Einhergehend mit dem Bedeutungsverlust dieser Textsorten übernahm der